

Die ausgelöschten Häuser Amerikas

250 Jahre USA (Teil 3): Auf der Suche nach der indigenen Architektur in Neuengland

geschrieben von Philipp Meuser

Die Baugeschichte der Vereinigten Staaten beginnt – wie wir sie wahrnehmen – gewöhnlich zu spät. In Schulbüchern, Museumsführern und Architekturgeschichten erscheinen die Holzbauten der Pilgerväter, die Kirchen der puritanischen Gemeinden und die Versammlungshäuser der Kolonialstädte als Ursprung der amerikanischen Baukultur. Doch lange bevor die Mayflower 1620 an der Küste von Massachusetts landete, existierten in Neuengland komplexe Siedlungsstrukturen, deren architektonische Logik bis heute kaum verstanden ist. Wer den Anfang dieser Geschichte sucht, findet ihn weder in Boston, wo vor 250 Jahren der Unabhängigkeitskrieg tobte, noch in Plymouth, wo in einem nachgebauten Dorf des 17. Jahrhunderts das Leben der ersten europäischen Siedler für Touristen vorgeführt wird. Die Spuren der indigenen Baukultur sind längst verschwunden. Nur vereinzelt und mit unverständlicher Langsamkeit finden sie im Nordosten der USA zurück in das kollektive Gedächtnis. Dabei ließe sich in der heutigen Debatte über Ressourcenschonung und Klimaanpassung viel von den Bauweisen der ersten Amerikaner lernen.

Architektur der Mobilität

Die indigenen Gesellschaften Neuenglands – darunter Wampanoag, Pequot und Mohegan – hatten Siedlungsformen entwickelt, die auf Mobilität, Klimaanpassung und kollektiver Landnutzung beruhten. Ihre Dörfer bestanden aus kuppelartigen Häusern, den Wetu. Junge, biegsame Stämme aus Nussbaum oder Esche bildeten das Tragwerk, Rinden, Felle oder geflochtene Matten die Hülle. Die Bauten waren leicht, flexibel und präzise auf die Witterung der Region abgestimmt. Es ist erstaunlich, welche Ähnlichkeiten diese Konstruktionen mit Bauformen im subsaharischen Afrika aufwiesen – ohne dass es vor dem mörderischen Sklavenhandel auch nur einen einzigen Kontakt zwischen den Kulturen gab.

Unter den Bedingungen kalter Winter, feuchter Übergangszeiten und heißer Sommer erwies sich die halbkugelförmige Geometrie der Wetu als bemerkenswert effizient. Das geringe Innenvolumen reduzierte den Wärmeverlust, eine regulierbare Öffnung im Dach ermöglichte natürliche Belüftung, die elastische Konstruktion widerstand den starken Küstenwinden. Architektur war hier kein Monument, sondern ein anpassungsfähiges System: Häuser konnten errichtet, abgebaut und an anderer Stelle neu aufgebaut werden – eine wiederkehrende Handlung im Rhythmus von Klima, Jagd und Landwirtschaft. Land galt nicht als Eigentum, sondern als gemeinschaftlich genutzter Lebensraum, der sich mit den Jahreszeiten und Ressourcen wandelte.

Erstaunlich ist auch die soziale Organisation dieser Baukultur. Der Bau der Wetu lag überwiegend in der Verantwortung von Frauen. Sie entschieden über Materialwahl, Konstruktion und Instandhaltung. Architektonisches Wissen war Teil eines alltäglichen Erfahrungssystems, das über Generationen weitergegeben wurde. In Europa hingegen wurde das Bauen früh zu einem männlich dominierten Handwerk, in Zünften organisiert und später professionalisiert.

Die europäischen Siedler beschrieben die indigene Architektur häufig als primitiv oder provisorisch. Tatsächlich war sie in zentralen technischen Aspekten – im Verhältnis von Materialverbrauch zu thermischer Effizienz, in der Anpassung an klimatische Extreme – den gleichzeitig errichteten kolonialen Gebäuden überlegen. Was fehlte, war nicht technisches Wissen, sondern jene monumentale Permanenz, die europäische Beobachter mit Architektur verbanden.

Die koloniale Transformation

Mit der Ankunft der Siedler im 17. Jahrhundert begann eine radikale räumliche Neuordnung. Die neuen Siedlungen folgten einer entgegengesetzten Logik, die den Machtverhältnissen in Europa

entsprach: Häuser wurden dauerhaft errichtet, Grundstücke vermessen, durch Zäune abgegrenzt. Architektur wurde zum Instrument territorialer Ordnung. Während indigene Siedlungen auf saisonale Mobilität ausgerichtet waren, strebte die koloniale Architektur nach Stabilität und Besitz. Gebäude dienten nicht mehr nur als Unterkunft, sondern als sichtbare Marker politischer Macht. Kirchen, Versammlungshäuser und befestigte Siedlungen strukturierten das gesellschaftliche Leben der Kolonien. Durch Parzellierung und Straßenbau verwandelten die Siedler die Landschaft in ein System klar definierter Eigentumsverhältnisse. Architektur wurde Teil eines politischen Projekts: der Neuordnung des Kontinents.

Man könnte fragen, warum sich die indigene Baukultur gegen diese Ordnung nicht behauptete. Doch die Frage nach ihrer Schwäche verfehlt das Problem. Die Wetu waren technisch nicht unterlegen, sondern kategorial anders. Eine Architektur, die auf die Symbiose von Mensch und Natur ausgerichtet war, kannte weder Grenze noch Besitz noch Dauer. Sie konnte den kolonialen Anspruch nicht erwidern, weil sie seine Begriffe nicht teilte. Wer Land nicht als Eigentum denkt, verteidigt keine Parzelle. Wer Häuser nach den Gesetzen der Natur auf- und abbaut, braucht keine repräsentative Fassade. Was wie Schwäche erscheint, war die Weigerung, diese Kategorien überhaupt anzuerkennen.

Auch die Architektur der Siedler schützte vor Witterung, auch sie folgte einer sozialen Ordnung – nur einer vollkommen anderen. Der entscheidende Unterschied lag nicht im Bauen, sondern in dem, was hinter ihm stand. Letztlich waren die Siedler der verlängerte Arm der Handelskompanien, die im Dienst der europäischen Kronen standen und von Militärs begleitet wurden. Ihre Aufgabe war die Erschließung: Pelze, Fische, Holz und schließlich das Land selbst sollten gewonnen und in die Heimat verschifft werden. Die »Neue Welt« war im Kalkül der europäischen Metropolen ein Vorratslager der »Alten Welt«. Forts, Handelsposten und parzellierte Städte waren die gebauten Werkzeuge dieses Zugriffs. Architektur war hier nicht Behausung, sondern Logistik der Inbesitznahme. Wo Verhandlung nicht genügte, entschied die Waffe – die Vernichtung der Pequot im Jahr 1637 beispielsweise machte den Boden für eine koloniale Siedlung frei. Gegen diese Verbindung von Bauen und militärischer Gewalt hatte eine Baukultur, die mit dem Land lebte, statt es zu erobern, nichts zu setzen.

Diese Transformation veränderte nicht nur die gebaute Umwelt, sondern die Wahrnehmung von Architektur selbst. Permanenz wurde zum zentralen Wert. Gebäude sollten bestehen bleiben, erweitert und vererbt werden. Die zyklische Logik indigener Bauweisen verschwand aus dem architektonischen Denken. Mit ihr verschwand eine Baukultur, die Neuengland über Jahrhunderte geprägt hatte.

Die Musealisierung der verlorenen Architektur

Heute existieren keine originalen Wetu mehr. Die wenigen Rekonstruktionen in Museen und Freiluftausstellungen entstanden erst in den vergangenen Jahrzehnten. Im Mashantucket Pequot Museum in Connecticut wurde unter dem massiven Dach aus Beton und Stahl ein rekonstruiertes Dorf mit traditionellen Häusern errichtet. Die Anlage zeigt den fundamentalen Gegensatz zweier Architekturvorstellungen: hier das Gebäude als Archiv und Monument, dort die vergängliche Konstruktion als Teil eines ökologischen Kreislaufs. Im Aquinnah Cultural Center auf Martha's Vineyard verfolgt man einen ähnlichen Ansatz: Traditionelle Bauweisen der Wampanoag werden rekonstruiert und in Bildungsprogramme integriert. Solche Projekte sind weniger historische Rekonstruktionen als Instrumente kultureller Erinnerung. Sie machen sichtbar, was die offizielle Architekturgeschichte lange ausblendete: eine Baukultur, die nicht auf Monumentalität, sondern auf Anpassung beruhte. Das indigene Bauen Neuenglands steht in einem bemerkenswerten Verhältnis zur aktuellen Architekturdebatte. Materialreduktion, Klimaanpassung und flexible Konstruktion gelten heute als zentrale Innovationen nachhaltiger Gebäude. Tatsächlich waren diese Prinzipien bereits in den vorkolonialen Bauweisen angelegt, lange bevor die Avantgarde sie für sich reklamierte.

Damit schließt sich der gedankliche Bogen dieser dreiteiligen Serie. Der erste Beitrag zeigte, wie die

Staatsarchitektur der jungen Republik bis heute politische Symbolik prägt. Der zweite zeichnete nach, wie diese Architektur in den Handelsstädten Neuenglands aus europäischen Vorbildern entstand. Der Blick auf die indigene Baukultur ergänzt diese Erzählung um das, was sie verdrängt hat. Die Architektur der Vereinigten Staaten entstand nicht allein aus der Übersetzung europäischer Formen, sondern ebenso aus der Auslöschung anderer Bautraditionen. Die Gebäude der Republik stehen auf einer Landschaft, deren frühere Architekturen heute nur noch in Rekonstruktionen, Archiven und im kulturellen Gedächtnis fortleben.

Gerade deshalb wirkt die aktuelle politische Debatte in den USA über eine Rückkehr zur klassischen Staatsarchitektur so verkürzt. Sie feiert die symbolischen Formen der Republik, ohne die verdrängten Architekturen jener Gesellschaften zu berücksichtigen, die zwischen Atlantik und Pazifik gebaut haben, lange bevor die Republik gegründet wurde.

Dieser Text ist zuerst erschienen in [Politik & Kultur 7-8/2026](#)